

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 92 (1996)

Heft: 1

Artikel: "Motto : bleibt natürlich!" : zur Vermittlung geschlechtsspezifischer Körpersprache in Anstandsbüchern

Autor: Göttisch, Silke

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-117969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Motto: Bleibt natürlich!»¹

Zur Vermittlung geschlechtsspezifischer Körpersprache in Anstandsbüchern

Von Silke Götttsch

Der Titel «Motto: Bleibt natürlich! – Zur Vermittlung geschlechtsspezifischer Körpersprache in Anstandsbüchern» ist streng genommen ein Widerspruch. Denn auf der einen Seite macht die Aufforderung «Bleibt natürlich!» glauben, daß Anstandsbücher den Menschen einen Anspruch auf eine wie auch immer verstandene Selbstverwirklichung zugestehen, andererseits verweist der Untertitel «Vermittlung geschlechtsspezifischer Körpersprache» eher auf das Gegenteil, auf den Prozeß der Sozialisation, auf Vermittlung also, hier verstanden als Akt der Erziehung.

Die Auflösung dieses Widerspruches führt mitten hinein in die Problematik, nämlich in die Frage, welche Funktion und Bedeutung Anstandsbücher seit Beginn unseres Jahrhunderts besaßen. Besonders thematisiert werden soll dabei ein Aspekt, der angesichts der vielfältigen Anleitungen zum richtigen Benehmen bei Tisch, bei Besuchen, in der Sommerfrische usw. schnell übersehen wird, nämlich daß die Anstandsbücher jener Zeit wie kaum je zuvor Bilder von Männlich und Weiblich festgeschrieben haben. Das Arrangement der Geschlechter, das die bürgerliche Familie konstituierte und zu einem Gutteil bis heute ausmacht, fand seine Entsprechungen bis in die Körpersprache² hinein.

Am Ende des ausgehenden 19. Jahrhunderts erlangten die Anstandsbücher, sowohl was die Anzahl der Titel als auch die Auflagenhöhen betrifft, ein bis dahin ungeahntes Ausmaß. Der Soziologe Horst-Volker Krumrey hat in seiner in der Tradition von Norbert Elias stehenden Dissertation «Entwicklungsstrukturen von Verhaltensstandards» entsprechende Zahlen für die Zeit von 1870 bis 1970 geliefert.³ Zwischen 1890 und 1910 erschienen in Deutschland insgesamt 259 Anstandsbücher, entweder als Neuerscheinung oder in immer wieder überarbeiteter Neuauflage. In der Folge erreichten die Auflagen in den Jahrzehnten von 1920 – 1930 mit 149 und 1950 bis 1960 mit 128 Titeln ähnliche Größenordnungen. Zwar gab es Phasen, in denen die Nachfrage geringer gewesen zu sein scheint, aber der Trend ist eindeutig, Anstandsbücher blieben das ganze 20. Jahrhundert hindurch «modern».

In der Volkskunde hat der verstorbene Basler Lehrstuhlinhaber Hans Trümpy als erster den Wert der Anstandsbücher für volkskundliche Fragestellungen entdeckt. Er trug eine der umfangreichsten Sammlungen von nicht nur deutschsprachigen Anstandsbüchern zusammen und thematisierte 1983 «Anstandsbücher als volkskundliche Quellen».⁴ Ihre Auswertung spitzte er auf die beiden Fragen zu: «Wie weit spiegeln und registrieren diese Bücher die jeweils geltenden Normen, und wie weit beeinflussen sie diese Normen?»⁵ Anstandsbücher, so stellt Trümpy fest, schaffen keine neuen Normen, sondern sind Reflexe geübter gesellschaftlicher

Praxis, können aber vermittelnd zwischen unterschiedlichen Bewußtseinsebenen wirken. Sie leisten also Übersetzungsarbeit nicht nur zwischen den Schichten, sondern auch zwischen den Generationen.

Gute Manieren oder, um mit Krumrey zu sprechen, «Verhaltensstandarde» sind einem Wandel unterworfen, korrespondieren zu den gesellschaftlichen Verhältnissen. Unser Umgang mit den Formen des Umgangs hat eine Geschichte.

Zunächst sollen die Verhaltensmuster der traditionellen, vorindustriellen Gesellschaft skizziert werden, um dann vor dem Hintergrund der sozialen und ökonomischen Veränderungen am Ende des 19. Jahrhunderts die Frage nach der Funktion von Anstandsbüchern in jener Zeit zu stellen. Vor diesem Hintergrund läßt sich auch die Frage nach der Vermittlung von geschlechtsspezifischer Körpersprache präzisieren.

Vom ehrbaren Verhalten und den groben Unterschieden

Im Mittelalter und der frühen Neuzeit waren Besitz und Gebrauch von Manierenbüchern eine Angelegenheit des Adels und des ständischen Bürgertums. In den niederen Sozialschichten fungierten neben der Familie vor allem die verschiedenen schicht-, berufs-, alters- oder geschlechtsspezifisch definierten Gruppierungen als Sozialisationsinstanzen. Sie kontrollierten das Verhalten ihrer Mitglieder, das in direkter Kommunikation gelernt wurde, und sanktionierten Fehlverhalten nach einem differenzierten Strafkodex bis hin zu drastischen Rügebräuchen.⁶

«Sich-angemessen-Benehmen» gemäß den Normen der ländlichen oder städtischen Gesellschaft war innere Notwendigkeit. Die Integrität jedes einzelnen Menschen war an ein höchst diffiziles Konzept von Ehre geknüpft, die weniger eine moralische als vielmehr eine soziale Kategorie war, d. h. sie konnte je nach Beruf oder sozialer Zugehörigkeit, aber auch alters- und geschlechtsspezifisch unterschiedliche Ausformungen annehmen. Wie empfindlich dieses «symbolische Kapital der Ehre»⁷ war, beweisen die zahlreichen Ehrklagen jener Zeit vor Gericht. Die fortgesetzte Integration und das Aufrechterhalten von Ehre und Ehrlichkeit waren unabdingbare Voraussetzungen für die soziale und materielle Existenz. Die überschaubaren Räume des Agierens und die engen sozialen Grenzen ließen wenig Handlungsspielräume zu.

Selbst dort, wo ansatzweise das formuliert wurde, was im bürgerlichen Verständnis unter Tischsitten verstanden wird, nämlich in Gilde- und Zunftordnungen, die das Verschütten von Alkohol im Zustand der Trunkenheit sanktionierten, war nicht das gute Benehmen des Individuums gemeint, sondern der Habitus der Ehrbarkeit einer ganzen Korporation. Aber solche schriftlichen Fixierungen sind die Ausnahme, die Verschriftlichung von Anstandsregeln waren Privileg der Oberschicht.

Spätestens mit Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die festgefügteten Welten der alten Volkskultur brüchig. Hermann Bausinger hat 1961 in seiner Habilitations-

schrift «Volkskultur in der technischen Welt» beispielhaft gezeigt, welchen Veränderungen und Wandlungen die Volkskultur im Übergang von der vorindustriellen zur industriellen Zeit unterlag. Die Auflösung des räumlichen Horizonts, also die wachsende Mobilität, die Demokratisierung bislang exklusiver, d. h. ständisch zugeschriebener Verhaltensmuster führten zu einem neuen Umgang mit der alten Volkskultur, die damit ihre einstige Verbindlichkeit einbüßte.⁸

Als Folge von Industrialisierung und Verbürgerlichung wandelten sich auch die Sozialstrukturen im Deutschen Kaiserreich am Ende des 19. Jahrhunderts grundlegend. Der Anteil der agrarischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung war zwischen 1882 und 1907 von 41,6% auf 28,4% gesunken. Von dieser Wanderungsbewegung, in kulturpessimistischen Kreisen als Landflucht wahrgenommen, profitierten die entstehenden Großstädte. Aber es formierte sich nicht nur die Industriearbeiterschaft, sondern bedingt durch die sich immer stärker ausdifferenzierende Bürokratie, durch die neuen Kommunikationssysteme (Telefon, Telegrafen, Schreibmaschine), durch die neue Art der Warendistribution (Kaufhäuser) und schließlich durch die komplexer werdende Arbeitsorganisation in den Fabriken (Bürotätigkeiten und kaufmännische Angestellte) entstand eine neue soziale Schicht, die zusammen mit den kleinen Handwerkern den Mittelstand konstituierte. Die Angestellten und kleinen Beamten, so stellt der Historiker Thomas Nipperdey fest, stehen sich hinsichtlich ihrer Lage wie ihrem Selbstverständnis so nahe, daß man «den zeitgenössischen Ausdruck vom neuen bürgerlichen Mittelstand durchaus auf beide Teilgruppen anwenden kann.»⁹ Ihre Gesamtzahl ist aufgrund der zeitgenössischen Statistiken und der nicht immer klar zu vollziehenden Abgrenzungen nicht eindeutig zu ermitteln. 1907 gibt es ca 3–3,5 Mio Angestellte und mittlere Beamte, und 2,5 Mio Handwerker und Kleinkaufleute. Ihnen stehen zwar ca. 17 Mio Industriearbeiter gegenüber, aber mit dem Mittelstand entsteht eine quantitativ und von der Ideologie nicht mehr zu vernachlässigende soziale Schicht, die ihren eigenen Platz in der Gesellschaft definieren muß, da sie von der Arbeiterbewegung nicht wahrgenommen wurde und sich im Selbstverständnis eindeutig von jener abgrenzte.

Die tiefgreifende Umstrukturierung des Arbeitsmarktes hatte zur Folge, daß erstmals in größerem Umfang sozialer Aufstieg möglich wurde. Der Dienstleistungssektor war, so bilanziert Thomas Nipperdey diese Entwicklung, die «Dreh-scheibe des sozialen Aufstieges»¹⁰. Diese Umschichtung führte aber auch zu der konkreten Erfahrung des sozialen Abstiegs. Vor allem aus dem selbständigen Kleinbürgertum (Handwerker, Kaufleute) stiegen als Folge der Umorganisation von Warenproduktion und -distribution 28% in die Unterschicht ab, eine Tatsache, die für die Ausprägung der Mentalität des neuen Mittelstandes im Kaiserreich nicht zu unterschätzen ist.

Nicht mehr Geburt, wie noch in der ständischen Gesellschaft, bestimmte die soziale Positionierung, sondern Erfolg wurde zum Garant für gesellschaftliches Ansehen; als Ausweis für Erfolg fungierten: Bildung, Beruf, Status und Geschmack. Die Anstandsbücher mit ihren Anleitungen zum richtigen, d. h. gesell-

schaftskonformen Verhalten vermittelten die Strategien, die gesellschaftlichen Erfolg versprachen. Damit fügten sie sich in eine Reihe anderer zeitgenössischer Publikationen ein. Zeitschriften wie der «Kunstwart» oder «Kunst für Alle», Bücher wie das von Joseph August Lux verfaßte «Der Geschmack im Alltag» oder das von Eduard Heyck herausgegebene «Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks» – «Moderne Kultur» verfolgen von unterschiedlichen Interessenslagen ausgehend ganz ähnliche Intentionen.¹¹

Die Bestimmung des Standes durch Kultur oder die Selbstvergewisserung einer neuen Schicht

Die moderne Körperdisziplinierung, das haben verschiedene Studien u. a. von Norbert Elias und Michel Foucault gezeigt, beginnt schon lange vor der Industrialisierung¹², erfährt aber in dieser Zeit ihre bisher schärfste Ausformulierung. Das Erlernen einer neuen Zeitökonomie, die Segmentierung der Arbeitsvorgänge und der durch die Maschine diktierte Arbeitsrhythmus modellieren nicht nur bei den Industriearbeitern das, was Wolfgang Kaschuba kürzlich den «industriellen Habitus» genannt hat.¹³ Mit den neuen Erfahrungen in der Arbeitswelt korrespondierten veränderte Wohn-, Familien- und Freizeitformen.

Trotz partieller Übereinstimmung in ihren äußeren Lebensbedingungen differierten Industriearbeiter und der neue Mittelstand hinsichtlich ihrer mentalen Strukturen erheblich. «Die ökonomische Lage, die Berufsstellung und Staatsnähe, die Pflicht zur Respektabilität konstituieren auch bei den kleinen Beamten das Bürgerliche der Lebensführung und Mentalität. Das ist ähnlich wie bei den Angestellten. Wenn man in Notlagen sparen muß, spart man nicht an der etwas besseren Wohnung und an der Kleidung, wohl aber am Essen»¹⁴, so der Historiker Thomas Nipperdey.

Auch dort, wo die ökonomischen Mittel eine bürgerliche Lebensführung nicht auf allen Ebenen ermöglichten, wurde das Medium «Kultur» genutzt, um den Status des Bürgerlichen nachzuweisen. Über Kultur wurde nicht nur die Abgrenzung nach unten, zu den Arbeitern sichtbar gemacht, sondern auch das Zu-Stande-Gekommensein in der bürgerlichen Gesellschaft nach außen demonstriert. In diesem Kontext bot sich der «gute Ton» aus verschiedenen Gründen als probates Mittel an, um den Nachweis von Geschmack und Bildung, zwei der Konstitutiva bürgerlicher Existenz, zu führen.

Denn erstens, und das ist wohl der banalste Grund, schien gutes Benehmen auf den ersten Blick zunächst nicht mehr als den Kaufpreis für ein Anstandsbuch zu kosten.

Zweitens vermitteln die Anstandsbücher inhaltlich den Anschein, als sei gutes Benehmen allen, unabhängig von der sozialen Schicht, gleichermaßen zugänglich. Daß solche «Demokratisierung» der Verhaltensmuster aber nur oberflächlich stattfand, ist leicht nachzuvollziehen. Denn die Hoffnung, daß Nachschlagen und ein

wenig Übung ausreichen, um den guten Ton zur zweiten Haut werden zu lassen, entpuppt sich bei näherem Zusehen als Illusion. Die Chancen, die Vielfalt des Regelwerks von Normen und Verhaltensweisen zu internalisieren, sind äußerst ungleich verteilt. Der lange Prozeß der Verinnerlichung durch Erziehung, soziale Zugehörigkeit usw. ist durch Lesen allein nicht abzukürzen. Das heißt aber, daß die kulturellen Unterschiede, die ja auch soziale sind, nicht nivelliert, sondern nur verlagert werden, also weiterhin greifen und hierarchisierend wirken. Hier verfestigt sich das, was Pierre Bourdieu als «feine Unterschiede» beschrieben hat.¹⁵

Drittens kommt das durch Anstandsbücher massenhaft reproduzierte Angebot, gesellschaftlich dominante Umgangsformen erlernbar zu machen, den Harmoniebestrebungen der Aufsteiger entgegen. Denn Konflikte mit den kulturellen Mustern jener Schicht, an deren Lebensführung man sich orientiert, verunsichern, Verstöße können mit Desintegration sanktioniert werden.

Viertens bietet der «gute Ton» Verhaltensorientierungen in der fragilen Situation des sozialen Übergangs. Ihre Akzeptanz ist durch die Prestigeträchtigkeit des angebotenen Repertoires an Verhaltensmustern groß.

Krumrey kommt in seiner Untersuchung der Anstandsbücher um 1900 zu einer relativ differenzierten sozialen Zuordnung einzelner Anstandsbücher (untere Mittelschicht bis Oberschicht), jedoch ohne seine Kriterien offen zu legen.¹⁶ Wenn man allerdings die Einleitungen liest, dann zeigt sich sehr schnell, daß die meisten Autoren und Autorinnen, auch wenn der Inhalt Lebensbereiche der Oberschicht abdeckt, genau jenen aufsteigenden Mittelstand als potentielle Leser im Blick hatten.

So heißt es bei Eufemia von Adlersfeld geb. Gräfin Ballestrem, die in Form eines Katechismus ihre Vorstellungen vom Guten Ton und der feinen Sitte niedergelegt hatte: «Denn wir dürfen nie vergessen, daß ein Lehrbuch über den <Guten Ton und die feine Sitte> nicht für die geschrieben ist, denen dieselben schon in der Kinderstube zur zweiten Natur anerkannt, sondern für die bestimmt ist, welche sich durch Talent und Fleiß hinaufgerungen haben in die Kreise der Gebildeten und diesen nun auch in Bezug auf die feine Sitte ebenbürtig werden wollen».¹⁷ So oder ganz ähnlich wird auch in anderen Einleitungen der potentielle Leser oder die Leserin charakterisiert. Ein atmosphärisch dichtes Bild von den Qualen eines Uneingeweihten zeichnet der Autor eines Anstandsbuches von 1881: «Eingezwängt in drangvoll fürchterliche Enge sitzt solch' ein bedauernswerter Neuling zwischen seinen Nachbarn, ängstlich nach rechts und links schielend, kaum wagend, Messer und Gabel zu gebrauchen. Er fühlt, daß er der Situation nicht gewachsen, daß ein Entfliehen aber nicht möglich ist, und dabei wird es höchste Zeit, seine Verlegenheit zu unterdrücken und den Anforderungen seiner Nachbarschaft in Bezug auf Unterhaltung gerecht zu werden. Mit schwerem Herzen sucht er gute Miene zum bösen Spiel zu machen und vielleicht gelingt es ihm noch, sich mit einigem Anstand aus der Affaire zu ziehen.»¹⁸

Wer nicht privilegiert durch Geburt und Erziehung in die Codes des Guten Tones eingeführt war, mußte sich die gesellschaftlichen Spielregeln durch Lesen, selbst

schon bildungsbürgerlich besetzte Freizeitbeschäftigung, aneignen. Die Vermittlung der gesellschaftlichen Normen war damit in die Sphäre des Privaten verlagert. Das Eingeständnis der Unwissenheit wird als gesellschaftlicher Defekt in den Bereich des «Peinlichen», des Tabuisierten verwiesen. Die Kompetenz im «Guten Ton» definiert den sozialen Standort, so lassen die Einleitungen vermuten. Die gegenüber Dritten eingestandene Unkenntnis führt zu Statusverlust: «Gleichstehende aber machen wir durch solche Fragen unwillkürlich zu über uns Stehenden», warnt Konstanze von Franken.¹⁹ Das Geschriebene ermöglichte die jederzeitige, diskrete Überprüfung und es besaß Autorität, nicht zuletzt suggerierten das die Namen der Autoren und Autorinnen, die häufig Adelstitel führen, wohl auch als Pseudonym. So nannte sich die Kinder- und Jugendbuchautorin Helene Stökl Konstanze von Franken.

Anstandsbücher, das läßt sich vor diesem Hintergrund leicht nachvollziehen, waren beliebtes Geschenk an Jugendliche – auch Schenken übrigens gehört zu jenen kulturellen Fertigkeiten, denen die Anstands- und geschmacksbildenden Bücher jener Zeit große Aufmerksamkeit widmen. Wie sehr die Anstandsbücher eingebunden waren in den angestrebten Bildungshorizont, lassen auch die vielen Zitate (z. B. von Goethe und Schiller) ahnen, mit denen nicht nur die einzelnen Anweisungen legitimiert wurden, sondern auch die den Büchern vorangestellten Leitmotive, die dem gleichen bildungsbürgerlichen Hausschatz entstammten: So wie jenes «Motto», das von Friedrich Rückert entlehnt wurde: «Schön ist Geringstes, /das die rechte Form gefunden, /und wertlos Edelstes, /von falscher Form gebunden»²⁰, das besonders beliebt war.

Die Selbstgewißheit, mit der solche Lebensweisheiten eingestreut sind, machen neugierig auf die vermittelten Inhalte und führt auch zur Auflösung des Titels: «Motto: Bleibt natürlich!», der ja angesichts so vielfältiger Disziplinierungsstrategien eigentlich ein Paradoxon ist.

Eines der erfolgreichsten Anstandsbücher jener Zeit war wohl das von Franz Ehardt verfaßte «Der gute Ton in allen Lebenslagen», das innerhalb von nur 15 Jahren allein 16 Auflagen erlebte. Auf die rhetorische Frage «Was ist der Gute Ton?» antwortet er: «Der gute Ton ist der Inbegriff der Sitten und Gebräuche, welche als Ausfluß des guten Herzens, des geläuterten Geschmackes und des gesunden Menschenverstandes in der gebildeten Gesellschaft angenommen sind. Der wahre gute Ton widerstrebt in keiner seiner Anordnungen diesen seinen Ausgangspunkten; mögen dieselben dem flüchtigen Auge auch nicht stets kenntlich sein, so wird doch derjenige, welcher sich die Zeit nimmt, in den Geist dieser oder jener Anstandsregel einzudringen, immer wieder auf jene drei Urquellen zurückgeführt.»²¹

Das gute Herz und der gesunde Menschenverstand stehen für die Harmonie von Emotion und Intellekt, die als natürliche, d. h. angeborene Eigenschaften des Menschen ausgegeben werden, und der geläuterte, d. h. von allen Verrohungen befreite Geschmack kennzeichnet den erfolgreichen Erziehungsprozeß zur natürlichen, d. h. dem gesunden Menschen eigenen Urteilskraft. In diesem Sinne löst sich das Paradoxon auf. Das von Eufemia von Adlersfeld vorangestellte Motto: «Bleibt na-

türlich!» meint somit nicht nur die Warnung vor «geziertem Wesen und verschnörkelten Worten», sondern der «gute Ton» wird zur «zweiten Haut des Menschen», zu seiner Natur umgedeutet, Kultürlichkeit einer bestimmten Schicht, die sich im Besitz der gesellschaftlichen Definitionsmacht weiß, wird als Natürlichkeit legitimiert und damit zeitlich und sozial auf Dauer gestellt.

Roland Barthes interpretierte den Gehalt der Anstandsbücher als Ausdruck der hegemonialen «öffentliche(n) Philosophie» des Bürgertums, «(...) alles in unserem alltäglichen Leben ist der Vorstellung verpflichtet, die die Bourgeoisie sich und uns von den Beziehungen des Menschen zur Welt macht.»²²

Wie stark das Verfügen über Manieren als Medium der Selbstdefinition des Bürgertums fungierte, darauf hat Thorstein Veblen 1899 in seiner «Theorie der feinen Leute» hingewiesen: «Es gibt wenige Dinge, die uns instinktiv so stark empören wie Verstöße gegen die guten Sitten; und wir sind so stark vom inneren Wert einer genauen Beachtung der Etikette überzeugt, daß die meisten von uns, wenn nicht alle, jeden Verstoß gegen die Etikette als Ausdruck der wesentlichen inneren Unwürdigkeit des betreffenden Sünders auffassen. Ein Treubruch kann verziehen werden, eine solche Ungeheuerlichkeit jedoch niemals.»²³

Während Adolf Freiherr von Knigge, der stets zitierte Urvater der Anstandsbücher, 100 Jahre früher, genau 1788, eine Anleitung zum Umgang mit Menschen schrieb und damit eine Lehre zwischenmenschlicher Beziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft verfaßt hatte, die der Abgrenzung vom Adel dienen sollte, fassen die Anstandsbücher um 1900 ihre Zuständigkeiten sehr viel weiter. Sie verregeln nun fast alle Lebensbereiche. Eine kursorische Aufzählung der behandelten Themen mag das verdeutlichen: Körperhaltung, Mimik, Gestik, Familienbeziehungen, Familienfeste, öffentliche Repräsentation wie Einladungen, Theater-, Museumsbesuche, Reisen, Sommerfrische usw., Berufsleben und das korrekte Abfassen von Briefen, ja sogar die Regeln des Duells können hier nachgelesen werden. Häufig erschließen Register die z.T. sehr umfangreichen Bände, ein erster Hinweis auf die Rationalisierung des Lesens und damit auf den Gebrauch dieser Bücher.

Zwei Tendenzen lassen sich als charakteristisch festhalten:

1. Die Vorschriften zur Gestik, Mimik und Körperhaltung zielen auf die Verinnerlichung bürgerlicher Präsentation. «Sehr wichtig ist es, unsere Mienen zu beherrschen, schon deshalb, weil das Gesicht das Erste und Hauptsächlichste ist, wonach ein Mensch beurteilt wird.»²⁴ Im Sinne der Physiognomik werden die Gesichtszüge als Ausdruck des Charakters gedeutet, der allerdings, so legen es die Anstandsbücher nahe, auch durch die Disziplinierung des Körpers geformt wird.

2. Der Alltag wird zergliedert in einzelne Handlungssegmente (Hochzeit, Taufe, Abendgesellschaft etc), die situativ mit Anleitungen angefüllt werden.

Was als inneres Gerüst des «Guten Tons» in den Einleitungen reklamiert wurde (gutes Herz, gesunder Menschenverstand und geläuterter Geschmack), erschöpft sich in der Exemplifizierung in der Anleitung zu veräußerlichten Handlungsmustern. Bürgerlichkeit, wie sie sich in den Anstandsbüchern präsentiert, verliert ihre innere Kohärenz und wird verkürzt auf ein standardisiertes Verhaltensrepertoire.

Die Demokratisierung bisher exklusiver Verhaltensmuster bleibt an der Oberfläche, mit ihr geht, wie bereits gezeigt, eine weitere Ausdifferenzierung von Verhaltensmustern einher.

Die Dichotomie von männlich – weiblich: Zur Ausbildung der Geschlechtscharaktere in der bürgerlichen Gesellschaft

Die Vorstellung darüber, welche Konzepte von männlich oder weiblich der bürgerlichen Gesellschaft zugrunde gelegt wurden, gewann nicht erst am Ende des 19. Jahrhunderts feste Konturen. Mit dem Entstehen des neuen, nicht ständisch gebundenen Bürgertums war auch eine Formulierung der Geschlechtscharaktere verbunden, die sich von den in der ständischen Gesellschaft überlieferten, an soziale Rollen geknüpften Vorstellungen ablöste. Diese Wandlung hat die Historikerin Karin Hausen anhand der Auswertung von Lexika des 18. und 19. Jahrhunderts nachgezeichnet.²⁵ Der bloße Gegensatz von Mann und Frau ist dabei natürlich nicht neu, aber neu ist die Qualität, die diese Kontrastierung am Ende des 18. Jahrhunderts erfährt. Geschlechtscharaktere werden nun abgeleitet aus einer Kombination von Biologie und «natürlicher» Bestimmung und zugleich – zum Wesensmerkmal stilisiert – in das Innere des Menschen – Mann oder Frau – verlagert.

Ältere Zuordnungen, wie sie z. B. in der Hausväterliteratur vorgenommen wurden, bezogen sich stets auf den jeweiligen Stand, d. h. auf die soziale Position, die ihre Wertigkeit aus der Stellung im patriarchalischen Hauswesen erhielt. Die Verfügung über Herrschaft oder die Verpflichtung zu Gehorsam aus der Positionierung im Hauswesen abgeleitet, beruhten nicht auf wesensimmanenten Merkmalen. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert traten an die Stelle der Standesdefinitionen Charakterdefinitionen. Der Wechsel im Bezugssystem steht für einen historisch signifikanten Übergang, nämlich für den Übergang vom Ganzen Haus zur bürgerlichen Familie. Während die patriarchalische Ehe der vorindustriellen Zeit auf dem Zusammenschluß von Frau und Mann zum Zwecke des Wirtschaftens, einer geregelten Sexualität und der Aufzucht von Kindern beruhte, basierte die bürgerliche Ehe nun auf dem Konzept der Liebe, der psychischen Verschmelzung von Mann und Frau. Diesem neuen Verständnis entsprach die Idee von der Gleichberechtigung beider Geschlechter. Allerdings konsequent gelebt hätte sie, die Gleichberechtigung, eine Bedrohung der bestehenden Gesellschafts- und Familienordnung bedeutet. Um die tradierte Ordnung aufrechterhalten zu können, wurde der Idee der Gleichheit aller Menschen ein auf Biologismen und Merkmalszuweisungen beruhendes Konzept der Geschlechtscharaktere entgegengesetzt, das die Ungleichheit nunmehr als natürlich legitimierte.

Wie das ganz handfest formuliert wurde, verdeutlicht ein Artikel aus dem «Conversations-Lexikon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände» von 1815, in dem es heißt: «Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit . . . Der Geist des Mannes

ist mehr schaffend, aus sich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstrakter Gegenstände, zu weitausgehenden Plänen geneigter; unter den Leidenschaften und Affecten gehören die raschen, ausbrechenden dem Manne, die langsamen, heimlich in sich gekehrten dem Weibe an. Aus dem Mann stürmt die laute Begierde; in dem Weibe siedelt sich die stille Sehnsucht an. Das Weib ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, den es aber klarer übersieht; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte und List. Jener gehört dem geräuschvollen öffentlichen Leben, dieses dem stillen häuslichen Cirkel. Der Mann arbeitet im Schweiß seines Angesichts und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe; das Weib ist geschäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotz schon zu Boden liegend noch der Gewalt; willig beugt das Weib sein Haupt und findet Trost und Hilfe noch in seinen Thränen». ²⁶

Wie wenig solche Bilder von Männern und Frauen mit der Lebenswirklichkeit der vorbürgerlichen Gesellschaft zu tun haben, weiß jede(r), der oder die sich schon einmal näher mit Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit beschäftigt hat, und wie sehr solche Entwürfe bis in die Gegenwart nachwirken, das kann wohl jeder, ob Mann oder Frau, nachvollziehen.

Aus diesem und ähnlichen Lexikaartikeln leitet Karin Hausen eine Polarisierung der Geschlechter ab, die für den Mann Aktivität, Rationalität und das Engagement in der Außenwelt als Rolle festgelegt, für die Frau hingegen Passivität, Emotionalität und den Bereich des häuslichen Lebens ²⁷.

Was Karin Hausen auf der Ebene des gesellschaftlichen Diskurses des späten 18. und 19. Jahrhunderts herausgearbeitet hat, wurde in der folgenden Zeit vielfach popularisiert. Auch die Anstandsbücher mit ihren hohen Auflagenzahlen hatten daran Anteil.

Bürgerliche Familienbilder in den Anstandsbüchern

Besonders großes Interesse widmen die Anstandsbücher der Beschreibung des Geschlechterverhältnisses. Männer wie Frauen werden in den klassischen Familienrollen: «Hausherr und Hausfrau» behandelt, wobei die Rolle der letzteren noch eine weitere Ausdifferenzierung erfährt, nämlich als Ehefrau und Mutter. Selten, und diese Kapitel bedürften einer besonderen Auswertung, wird über die alleinstehende Frau gehandelt.

Während die Position des Hausherrn und Ehemanns im häuslichen Bereich lediglich über das Einhalten äußerlicher Handlungsmuster beschrieben wird: Männer sollen sich dort «nicht gehen» lassen, viel wird über das Rauchen, das übrigens nie in Gegenwart von Damen stattfinden soll, gehandelt, ab und zu sollen sie gemeinsam mit ihren Ehefrauen Geselligkeit pflegen und die Verfügung über das Geld in Haushaltssachen der Frau überlassen. Ansonsten ist der Mann – so jeden-

falls machen es die Anstandsbücher glauben – im Hause und in der Familie nicht präsent.

Die Modellierung der männlichen Rolle findet im außerhäuslichen Bereich statt, getreu dem Schillerschen Leitmotiv: «Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben.»²⁸ Seine Stärke für den familiären Bereich ist da gefordert, wo die Außenwelt von der häuslichen Idylle ferngehalten werden muß: «All der Ärger, all die Sorgen, mit denen er sich draußen herumgeschlagen hat, sie müssen eben draußen bleiben, sie dürfen nicht mit ihm über die Schwelle treten, wenn er sich den Burgfrieden drinnen bewahren will. Das ist nicht leicht. Zwar erwartet ihn drinnen die liebende Hand, welche ihm die Falten auf der Stirn glättet und die finsternen Schatten der Sorgen und Ärgernisse verscheucht, aber es gehört die volle Willenskraft, ein ganzer Mann dazu, um nicht das feindliche Leben ins Haus hinein zu tragen und durch Verdrießlichkeiten aller Art den guten Ton in der Familie zu stören.»²⁹

Während der Mann sich also in der Außenwelt des Berufsalltages, die übrigens in den Anstandsbüchern um 1900 nicht oder nur sehr selten thematisiert wird, profiliert, ist Haushalt, Ehe und Familie das Umfeld, deren Ausgestaltung der Frau zufällt. Von ihr werden – im Gegensatz zum Mann – eine ganze Reihe von Wesensmerkmalen eingefordert: «Geduldig, zuvorkommend, selbstverleugnend und feinführend muß jede Frau sein; von einer gebildeten Hausherrin, welche den Gesetzen des guten Tones gerecht werden will, muß dies unbedingt verlangt werden, und ein bißchen Klugheit und Menschenkenntnis obendrein werden ihre und ihres Gatten Stellung in der Gesellschaft nur festigen und angenehmer gestalten können».³⁰

Die Modellierung im Sinne der Etikette ist umfassend. Die äußere Erscheinung, Ausdruck bürgerlicher Sekundärtugenden, soll eine Widerspiegelung der inneren Einstellung sein: «Bilden diese beiden Haupttugenden der Hausfrau, Geduld und Nachgiebigkeit, gewissermaßen die inneren Beweggründe des guten Tones, dessen Schöpferin und Hüterin in Haus und Familie die Gattin ist, so sind Einfachheit, Sauberkeit und Ordnung in der Erscheinung die äußeren zu nennen».³¹

Wer geduldig und nachgiebig sein muß, der sollte solche verinnerlichten Eigenschaften auch im Gebaren vermitteln, muß lernen, den Körper zu beherrschen. Oder umgekehrt: Schon die Körperbeherrschung verweist auf die verinnerlichten Eigenschaften.

Die Disziplinierung des männlichen und weiblichen Körpers

Physiognomie und Körpersprache wurden in jener Zeit als Ausdruck des Charakters gedeutet. Sie erhielten in der Vermittlung des angemessenen Verhaltens großes Gewicht. Die Beherrschung von Mimik und Gestik und der disziplinierte Körper³² wurden als Ergebnis einer geglückten Erziehung zum bürgerlichen Menschen gedeutet. Beides enthält in einleitenden Bemerkungen kaum Züge, die auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung schließen lassen.

«Kurz, man halte beim Gehen den Körper gerade, doch nicht steif, den Kopf in die Höhe, den Hals leicht und geschmeidig, die Brust hervor, die Schulter zurückgezogen, die Arme in der Bewegung, die ihnen beim Gehen von selbst zufällt.»³³ Ganz ausdrücklich wird den Frauen in der Öffentlichkeit keine besondere, andere Stellung als den Männern eingeräumt. «Gerade die Damen müssen durchaus lernen, daß sie im großen Weltgetriebe keine bevorzugte Stellung und keine Vorrechte beanspruchen dürfen, sie müssen aufwachsen mit dem Bewußtsein, daß sie nichts mehr und nicht Besseres sind als jeder andere, der mit ihnen durch die Straßen hastet, mit ihnen in Theatern und Konzerten genießen will, Ware kauft und bezahlt, gerade wie sie. Mit dem ersten Schritt außerhalb der Häuslichkeit wird jeder zum gleichberechtigten Bürger...».³⁴

Was hier noch gleichsam als geschlechtsneutrale bürgerliche Haltung beschrieben wird, wird in weiteren Anleitungen zu situativem Verhalten vielfach widerlegt. Denn der freie offene Gang, der hier als Habitus des Bürgers entworfen wird³⁵, sah für Männer und Frauen anders aus. Weder durften Frauen sich überall mit der gleichen Selbstverständlichkeit bewegen wie Männer, noch wurden ihnen die gleichen Ausdrucksmuster zugestanden. Das läßt sich am Ritual des Begrüßens zeigen.

«Herren werden von den Damen dazu aufgefordert, d. h. sie haben zu warten, ob ihnen die Damen die Hand reichen; jedenfalls ist es nicht Sitte, daß ein Herr einer Dame die Hand bietet, es sei denn, daß er bedeutend älter oder eine hochgestellte Person sei, oder beide in nahen verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen ständen. Aber auch in diesem Falle ist es unstatthaft, daß der Herr der Dame die Hand drückt; ein leichtes Umfassen, ein bloßes Berühren muß genügen, ein zu freundlicher Händedruck könnte übelgenommen werden. Bei einem Manne, der nur einiges Taktgefühl hat, wird sich das auch nicht leicht ereignen. Ebenso unstatthaft ist es, die dargebotene Hand länger festzuhalten, als es die Begrüßung, diese Form der Höflichkeit, verlangt.

Die Damen mögen bedenken, daß es immer als ein Zeichen von offener Vertraulichkeit gilt, wenn sie einem Herrn die Hand bieten, sie mögen deshalb damit vorsichtig sein. Nicht, daß sie ihm dadurch gewisse Rechte einräumen, so wird es ein gebildeter Mann auch nicht auffassen; jedenfalls aber fällt damit eine Schranke des bisherigen Fremdseins, in dem sie einander gegenüberstanden, das Handreichen ist immer ein Ausdruck einer Annäherung, einer Herzlichkeit, die zwischen ganz Fremden ausgeschlossen ist. Unter keinen Umständen aber darf ein Herr die ihm von einer Dame gebotene Hand ausschlagen, das wäre eine Ungezogenheit, die er sich gegen keine Dame, sie sei ihm so unsympathisch wie nur denkbar, zuschulden kommen lassen darf. ... Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß Damen, welche einem Herrn die Hand reichen, dieselbe gleichfalls nicht drücken dürfen. Dies gäbe dem Herrn eine Art Recht, Gefühle bei der Dame vorauszusetzen, die einer Zuneigung gleichkämen.»³⁶

Der Umgang der Geschlechter untereinander war bis in das Detail verregelt. Die Möglichkeiten, Distanz und Nähe auszudrücken, bestanden aus subtilen Andeutungen, die gelernt werden mußten. Das Repertoire war umfangreich und bereits im

Jugendalter sollte mit dem Einüben begonnen werden, so daß die Gebärden zur zweiten Natur werden mußten.

Im Übergang vom Kindsein zum Erwachsenenstatus, darauf wiesen die Anstandsbücher hin, wurden gesellschaftliche Rollen gelernt, wurden jene Muster internalisiert, die später als spezifisch, als natürlich geglaubt wurden. Dabei waren Frauen stärker Erziehungsobjekt als Männer. «Junge Mädchen», so heißt es, müssen «auf Spaziergängen ganz besonders auf ihre Haltung achten, denn sie werden schärfer beobachtet als andere Leute. Es ist geboten, daß sie stets neben oder vor der Mutter gehen oder links neben den älteren Personen, mit denen sie sich auf Spaziergängen befinden. Allein spazieren zu gehen ist unstatthaft, wie es auch keinen guten Eindruck macht, wenn man sie auf Spaziergängen oder in Parks lesend, oder mit einer Handarbeit findet. Sind junge Herren in der Begleitung, so haben auch diese an der Stelle der andern zu bleiben, am wenigsten aber junge Damen zu veranlassen, mit ihnen gesondert zu gehen, wozu sich diese übrigens nie bereit finden lassen dürfen. Eine Handarbeit auf Spaziergängen, in Parks oder öffentlichen Gärten ist wohl einer Mutter erlaubt, welche ihre Kinder vor sich spielen läßt. Doch soll auch diese sich nicht gleichsam zur Schau hinsetzen und mit ihrem Fleiße dieserart prahlen. Reiche, auffallende Kleidung und in den Händen eine Arbeit macht an derartigen öffentlichen Plätzen keinen vorteilhaften Eindruck.»³⁷ Bescheidenheit war weibliches Erziehungsideal, der Bescheidenheit als «Tugend», als Charaktereigenschaft entspricht die den Frauen zugeschriebene Körpersprache, die des Sich-Klein-Machens, des Verschwindens. Zurückhaltung in Kleidung, Bewegung und öffentlicher Präsenz gaben der Tugend «Bescheidenheit» einen neuen, veräußerlichten Gehalt.

«Der gute Ton verlangt, daß ein junges Mädchen, welches nicht in Begleitung ihrer Mutter, sondern mit der Erzieherin oder einer Dienerin auf Spaziergängen erscheint, möglichst eine Zeit in den Vormittagsstunden wählt. Das junge Mädchen sowohl wie ihre Begleiterin haben jede auffallende Kleidung zu vermeiden und tun gut, solche Fußsteige zu wählen, die von Reit- und Fahrwegen etwas, doch nicht allzuentfernt liegen. Es schickt sich nicht, daß ein junges Mädchen bei etwa vorüberziehender Musik oder bei Gelegenheit eines Promenadenkonzerts ihre Schritte dem Takte der Musik anpaßt, also gleichsam mitmarschiert»³⁸, oder «... und vorzüglich ist jungen Mädchen anzuraten, sich nicht am offenen Fenster zu zeigen, es könnte sonst leicht den Anschein gewinnen, als wollten sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und das muß unter allen Umständen vermieden werden.»³⁹

Als Verdichtung der Vorstellungen vom weiblichen Habitus kann die folgende Anweisung gelesen werden: «In Kürze also: Ein junges Mädchen soll bei seinem Eintritt in die Welt in jeder Beziehung so einfach erscheinen wie nur möglich – einfach und bescheiden in seiner äußeren Erscheinung, zurückhaltend und bescheiden in seinem Wesen, dabei aber Herrin über alles das, was die Welt nun einmal als Form für den guten Ton festgestellt hat.»⁴⁰

Angesichts solcher rigiden Festlegungen weiblicher Handlungsspielräume sei darauf hingewiesen, daß in dieser Zeit mehr Frauen als je zuvor erwerbstätig waren,

und zwar nicht nur als Fabrikarbeiterinnen. Vor allem die an Bedeutung gewinnende Büroarbeit wurde zu einer Domäne der Frauen. Reale Lebenssituation und in den Anstandsbüchern formulierte Verhaltensanforderungen mußten zwangsläufig in Konflikt geraten. Wie stark die Popularisierung des am Ende des 18. Jahrhunderts ausgeprägten bürgerlichen Frauenbildes um 1900 dazu beigetragen hat, die gleichberechtigte Integration von Frauen in das Erwerbsleben zu verhindern, sei an dieser Stelle dahingestellt.

Ganz anders werden solche Anleitungen für junge Männer formuliert. Die unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollenanforderungen, die ihren Niederschlag in der Präsenz im öffentlichen Raum finden, verlangen andere Strategien. Ihnen werden Freiräume zugestanden, Möglichkeiten des Ausprobierens, wozu auch die spielerische Grenzüberschreitung gehört. Die zugestandenen Verhaltensweisen korrespondieren zu den dem Manne zugeschriebenen Wesensmerkmalen: der aktive, der tätige Mann. «Für den jungen Mann geschieht der Übergang allmählich. Er reicht schon aus dem Elternhause heraus dem Leben und der Welt so vielfach die Hand, daß gewissermaßen der erste Frack gleichbedeutend ist mit seinem Eintritt in die Welt. Es bedarf dafür weder besonderer Vorbereitungen, noch besonderer Feierlichkeiten...⁴¹» «Allerdings verlangt die Welt auch von ihm, daß er Herr über die Regeln des guten Tones sei, indessen urteilt sie bei ihm viel milder als bei dem jungen Mädchen. Sie gönnt ihm Zeit, die etwaigen Lücken auszufüllen, und drückt gern ein Auge zu, ja gestattet ihm sogar ein wenig Keckheit und Dreistigkeit, nur darf dieselbe nicht die Schranken überschreiten, die der gute Ton von einem wohlgebildeten Menschen fordert.»⁴²

Die Verantwortung dafür, daß Männer letztlich doch ihre Grenzen wahren und immer wieder darauf verwiesen werden, wird an die Frauen delegiert. Sie fungieren im Vermittlungsprozeß als Kontrollierte und Kontrollierende zugleich, als Sozialisationsinstanz, und zwar nicht nur als erziehende Mutter, sondern im Verhältnis der Geschlechter ganz generell.

«Besonders sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß der Einfluß der Frauen auf die Haltung der Herren ein sehr bedeutender, ja entscheidender ist. Das Sichgehenlassen der letzteren in Damengesellschaft ist meist nur Schuld der Damen selbst. Sie haben es nicht verstanden, mit richtigem Takte jede auch noch so leise Ungehörigkeit zu verbannen und im Keime zu ersticken,...

Aber nicht nur in der Gesellschaft als solcher, sondern auch persönlich auf den einzelnen kann die Frau diesen Einfluß geltend machen, den ihr ohne weiteres jeder Herr zugestehen wird. Es müßte schon ein ziemlich ungebildeter oder geistig roher Mensch sein, welcher auch nur den Versuch machen wollte, eine der gebotenen Schranken des rücksichtsvollen Benehmens zu überspringen, solange die Frau selbst nicht die Veranlassung dazu gibt, solange sie sich streng in den unantastbaren Formen des guten Tones bewegt. Das gibt ihr eine Verklärung, die schlechterdings undurchdringlich ist. Unwillkürlich schlägt der gebildete Mann bei solchem Entgegenreten den gleichen Ton an und ist weit entfernt, sich davon verletzt oder abgestoßen zu fühlen; eine solche Frau wird im Gegenteil in seiner

Achtung nur steigen, und von der Achtung zur Bewunderung ist nur ein kleiner Schritt.»⁴³

Wiederum wird Goethe bemüht, um die den Frauen zugeordnete Rolle bildungsbürgerlich zu legitimieren: «Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,/So frage nur bei edlen Frauen an. Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,/Dass alles wohl sich ziemet, was geschieht.»⁴⁴

Die als natürlich ausgegebenen weiblichen Eigenschaften prädestinieren Frauen zu Vermittlungsinstanzen für den guten Ton. «Der Besitz eines zarten Taktgefühles, welches das weibliche Geschlecht auszeichnet, läßt die jungen Mädchen die Regeln des guten Tones leichter erlernen als junge Männer, welche erst später in die gute Gesellschaft eintreten; aber an das junge Mädchen stellt der gute Ton auch in jeder Beziehung höhere Anforderungen als an den jungen Mann. Es wird aufmerksamer beobachtet, jedes Wort, jede Bewegung, jede Handlung wird schärfer beurteilt und viel genauer abgewogen. ...»⁴⁵

Die Auswertung der Anstandsbücher unter dem Aspekt der Vermittlung geschlechtsspezifischer Körpersprache zeigt, wie stark sich in den Handlungsanweisungen das Konzept von Männlich und Weiblich widerspiegelt, das 100 Jahre zuvor im neu entstehenden bürgerlichen Selbstverständnis entwickelt wurde.

Die Anstandsbücher vermittelten dieses Modell an die aufsteigenden Bevölkerungsschichten und trugen zur Popularisierung bürgerlicher Familienvorstellungen und Geschlechterrollen, die sich nicht nur im Umgang der Geschlechter miteinander, sondern auch in einem geschlechtsspezifischen Körpergebot niederschlugen, bei.

Zuweisungen von Männlich bzw. Weiblich sind stets kulturell bestimmt, korrespondieren zu einem Arrangement der Geschlechter, das eingebunden ist in den jeweiligen sozialen und zeitlichen Kontext.

Auffällig bleibt die Ungleichzeitigkeit von Körpersprache und Geschlechterverhältnis heute. Trotz fortgeschrittener Gleichberechtigung sind viele der in den Anstandsbüchern um 1900 propagierten körpersprachlichen Verhaltensweisen bis heute alltäglich. Noch immer gehen Männer auf der zur Straße weisenden Seite einer Frau, noch immer betreten sie ein Restaurant zuerst. Weder der Hinweis auf das Schützen der Frauen vor Gefahren im allgemeinen noch der auf die Sicherung des Territoriums im besonderen kann solches (Dominanz)-Verhalten hinreichend erklären.

Ohnehin sollten uns diese und ähnliche fast anthropologisch anmutenden Zuweisungen mißtrauisch machen. Allzu deutlich verweisen sie auf das biologistisch legitimierte Geschlechterkonzept des Bürgertums, das erst gut 200 Jahre alt ist. Aber der Rückgriff auf solche Deutungsmuster zeigt, wie gut wir die Lektion solcher Zuweisungen gelernt haben, und die Tatsache der Zählebigkeit verdeutlicht, wie sehr uns die damit implizierten Verhaltensmuster zur zweiten Natur geworden sind.

Für Kulturwissenschaftler und Kulturwissenschaftlerinnen sollten solche Beobachtungen Anstoß genug sein, körpersprachliches Repertoire und seinen Sinngehalt zu thematisieren und es sowohl auf der Ebene der Vermittlung wie auch der gesellschaftlichen Praxis zu beschreiben und zu analysieren.

Anmerkungen

- ¹ Einleitendes Motto bei Eufemia von Adlersfeld geb. Gräfin Ballestrem: *Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte*. 3. Aufl. Leipzig 1899 (= Webers Illustrierte Katechismen).
- ² Zu Körpersprache und nonverbaler Kommunikation aus volkskundlicher Perspektive vgl. jüngst Ueli Gyr: *Stille Gewalt. Zur Bedeutung nonverbal ausgeübter Macht im Alltag*. In: Rolf-W. Brednich und Walter Hartinger (Hg.), *Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskunde-Kongresses Passau 1993*. Teilband I. Passau 1994, S. 77 – 96 (= Passauer Studien zur Volkskunde Band 8).
- ³ Horst Volker Krumrey: *Entwicklungsstrukturen von Verhaltensstandards. Eine soziologische Prozeßanalyse auf der Grundlage deutscher Anstands- und Manierenbücher von 1870–1970*. Frankfurt a.M. 1984.
- ⁴ Hans Trümpy: *Anstandsbücher als volkskundliche Quellen*. In: *Probleme der Gegenwartsvolkskunde*. Wien 1985, S. 153–169.
- ⁵ Trümpy 1985 (wie Anm. 4), S. 154.
- ⁶ Zu Rügebräuchen in der vorindustriellen Gesellschaft vgl. Karl-S. Kramer: *Grundriß einer rechtlichen Volkskunde*. Göttingen 1974, S. 70 – 82.
- ⁷ So formuliert im Bereich des Handwerks von Andreas Griebinger: *Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgelesen im 18. Jahrhundert*. Frankfurt/Main 1981.
- ⁸ Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart 1961.
- ⁹ Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866 – 1918*. 1.Bd., *Arbeitswelt und Bürgergeist*. München 1990, S. 381.
- ¹⁰ Nipperdey 1990 (wie Anm. 9), S. 423.
- ¹¹ Kunstwart, 1. Jg. 1887/88. – *Kunst für Alle*, 1. Jg. 1885/86. – Joseph August Lux: *Der Geschmack im Alltag. Ein Buch zur Pflege des Schönen*. Dresden 1908. – Eduard Heyck (Hg.): *Moderne Kultur. Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks*. 2 Bde. Stuttgart u. Leipzig o.J. [1907].
- ¹² z. B. Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation*. 2 Bde. 2. Aufl. Bern 1969. – Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. 8. Aufl. Frankfurt a.M. 1989.
- ¹³ Wolfgang Kaschuba: *Arbeitskörper und Freizeitmensch: Der industrielle Habitus und seine postindustriellen Metamorphosen*. In: Michael Dauskardt / Helge Gerndt (Hg.): *Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7.10 – 11.10.1991*. Hagen 1993, S. 45–60.
- ¹⁴ Nipperdey 1990 (wie Anm. 9), S. 381.
- ¹⁵ Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 3. Aufl. Frankfurt a.M. 1984.
- ¹⁶ Krumrey 1984 (wie Anm. 3), Kap. VI – XIV.
- ¹⁷ Adlersfeld 1899 (wie Anm. 1), S. VI.
- ¹⁸ Emil Rocco: *Der Umgang in und mit der Gesellschaft. Ein Handbuch des guten Tons*. 4. Aufl. Halle a.S. 1881, S. 147.
- ¹⁹ Konstanze von Franken: *Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte*. 5. Aufl. Leipzig 1895 (= Max Hesses illustrierte Katechismen; 22), S. VII.
- ²⁰ Konstanze von Franken, *Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte*. 30. Aufl. o.O. o.J. (ca 1918), Innentitel.
- ²¹ Franz Ehardt: *Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben*. 16. Aufl. Leipzig o.J.[um 1900], S. 3.
- ²² Roland Barthes: *Mythen des Alltags*. Frankfurt a.M. 1964, S. 127.
- ²³ Thorstein Veblen: *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*. München 1981, S. 50.
- ²⁴ Carl Lindau: *Der gute Ton. Ein Sitten- und Höflichkeitsspiegel für junge Leute*. 10. Aufl. Erfurt o.J. [1895], S. 12.
- ²⁵ Karin Hausen: *Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Werner Conze (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart 1976 (= *Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte*; Bd. 21), S. 363–393.

- ²⁶ Conversations-Lexikon oder Handbuch für die gebildeten Stände. Bd. 4. 3. Aufl. Leipzig u. Altenburg 1815, S. 22 zitiert nach Hausen 1976 (wie Anm. 25), S. 366.
- ²⁷ Hausen 1976 (wie Anm. 25), S. 368.
- ²⁸ z. B. zitiert bei z. B. Franz von Ebhardt: Der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben. 3. Aufl. Berlin 1878, S. 35.
- ²⁹ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 35–36.
- ³⁰ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 55.
- ³¹ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 45.
- ³² Einen anderen Aspekt dieses Themas, nämlich die Beherrschung der Körperausscheidungen, hat Andreas Hartmann: Der eigensinnige Körper. Über Physis und Anstand im 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Volkskunde NF 13, 1990, S. 63 – 74, behandelt.
- ³³ Rocco 1881 (wie Anm. 18), S. 15.
- ³⁴ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 388.
- ³⁵ Vgl. dazu Bernd-Jürgen Warneken: Bürgerliche Gehkultur in der Epoche der bürgerlichen Revolution. In: Zeitschrift für Volkskunde 85, 1989, S. 177 – 187.
- ³⁶ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 222–223.
- ³⁷ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 403.
- ³⁸ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 403.
- ³⁹ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 401.
- ⁴⁰ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 182.
- ⁴¹ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 179.
- ⁴² Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 183.
- ⁴³ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S. 193–194.
- ⁴⁴ zitiert z. B. bei Lindau [1895] (wie Anm. 24), S. 1 und bei Rocco 1881 (wie Anm. 18), S. 195.
- ⁴⁵ Ebhardt 1878 (wie Anm. 28), S.30.